

Monika Maron

Zwei Berichte an die Stasi, 1976

Erster Bericht

Der Personenkreis, in dem ich mich vorwiegend bewegte, setzte sich aus Genossen der SEW und mit ihnen befreundeten Leuten zusammen. Die Namen dieser Personen sind mir nur teilweise bekannt, von den meisten kenne ich nur die Vornamen. Von Beruf sind sie arbeitslose Architekten, Psychologen, EDV. Ihre politischen Ansichten entsprechen der Linie der SEW. In der Regel sind die Frauen weniger dogmatisch als die Männer, da sie schwerer den Sinn für Realitäten verlieren. Ohne der SEW zu nahe treten zu wollen, muss ich feststellen: Die Genossen, die ich kennen gelernt habe, sind stark geprägt von ihrem Minderheitsbewusstsein und argumentieren zuweilen mit dem Fanatismus einer religiösen Sekte. Das bezieht sich sowohl auf politische als auch auf ästhetische Diskussionen. Obwohl die Genossen selbst feststellen, dass die unkritische Haltung der SEW gegenüber der DDR oft den Interessen einer wirksamen Parteipolitik in Westberlin widerspricht, behandeln sie die DDR wie eine heilige Kuh. Wir selbst wissen, wie viele Mängel, Schwierigkeiten und ungelöste Probleme wir vor uns haben. Aber selbst solche Fragen werden von den Westberliner Genossen oft euphorisch verdrängt. Wenn diese Haltung auch psychologisch verständlich ist, dürfte sie die politische Wirksamkeit und die Glaubwürdigkeit der Partei

doch erheblich behindern, wie die Wahlergebnisse beweisen.

Zur pauschalen charakterlichen Einschätzung nur so viel: Fast alle Leute, die ich kennenlernte, waren bereit, Beruf und Wohlstand zu opfern, um ihre politischen Ansichten öffentlich artikulieren zu können. Viele waren schon arbeitslos, andere werden es in nächster Zeit. Ihre Konsequenz nötigt mir Respekt ab, wenn auch der Erfolg ihrer Arbeit in schmerzlichem Widerspruch zu dem hohen Einsatz steht.

Punkte 2 und 4:

Ich habe bis 1950 in Westberlin gewohnt. Vor 1961 war ich nur zwei- oder dreimal am Ku'damm, heimlich, kurz, ohne wesentliche Erinnerungen. Für einen so wenig vorbereiteten DDR-Bürger wie mich setzte der erwartete und, wie ich glaube, gesetzmäßige Konsumschock prompt ein. Er dauerte etwa drei Tage, dann hatte ich mich daran gewöhnt, dass alles, was es bei uns nicht gab, in zehnfacher Ausfertigung in den Schaufenstern rumliegt. Zum Heulen finde ich bis heute, dass Schrauben, Tee, Obst, Kleider, Technik, kurz alles besser ist als bei uns. Es bleibt für mich unfassbar, dass ich nicht einen Gegenstand gefunden habe, den ich lieber bei uns gekauft hätte als dort. Da ist es denn für den Augenblick ganz unwesentlich, ob das Brot dort teurer ist oder nicht.

Es ist mir aufgefallen, dass die Leute dort nach Arbeitsschluss weniger hektisch sind und weniger aggressiv. Sie bekommen, was sie wollen, und wissen das. Hinzu kommt selbstverständlich, dass weniger Frauen berufstätig sind. Aber auch die Berufstätigen wirken weniger strapaziert. Wer bei uns allabendlich nach seiner Wurst, seinem Gemüse und seinem Schmelzkäse ansteht und wer in jedem Frühjahr und in jedem Herbst wochenlang rumrennt, um seine Kinder einzukleiden, wird das verstehen.

Es geht dabei nicht um modische Extravaganzen, sondern um notwendig investierte Zeit.

Obwohl meine Freunde mir erklärten, Westberlin sei Provinz im Vergleich zu London oder Amsterdam, selbst zu Hamburg, empfand ich die Stadt als schon unvorstellbaren Ausbund an Vielfalt und Vitalität. Griechen, Spanier, Türken, Jugoslawen, Chinesen nehmen dem Preußischen seinen Schrecken und seine Langeweile, wenigstens von außen. Wenn ich in ein Restaurant kam, fand ich einen Platz und wurde nicht durch ein Schild gezwungen, wie ein unmündiger Idiot in der Tür zu stehen und zehn Minuten auf den Platzanweiser zu warten. Eine DDR-gastronomische Willkürmaßnahme, die ich zumindest in ihren Auswirkungen für staatsfeindlich halte. Wenn auch nur aus Geschäftsinteresse und nicht aus Humanismus wurde ich überall freundlich bedient, in Gaststätten und in Geschäften. Eine Erfahrung, die mich tief verwirrte.

Immer, wenn ich in unseren Teil der Stadt zurückkam, empfand ich die Starre und Unbewohnbarkeit unserer Stadt. Eine Schlange an der Taxihaltestelle, aber kein Taxi. Leute an der Straßenbahnhaltestelle, aber keine Straßenbahn. Sonst wenig Menschen, wenig Geschäfte, Kneipen überfüllt oder schon geschlossen. Am Alex rundum, außer Rathauspassagen, alles weitläufig repräsentativ und windig.

Es war nicht der Glimmer und nicht die Reklame. Westberlin ist lebendiger. Die oft beschriebenen Gefühle heimkehrender Westreisender, die glücklich waren, dem Hexenkessel entronnen zu sein, versuche ich in mir zu aktivieren. Vergeblich. Das Bedürfnis der Menschen nach Dynamik und Leben in einer Stadt ist wohl unterschiedlich. Um dem Eindruck des Lesers vorzubeugen, ich sei dem Klassenfeind auf den Leim gegangen, muss ich bemerken: Ich

beschreibe hier nicht die Hintergründe von Erscheinungen, nicht die Auswirkungen der Überproduktionskrise und der Arbeitslosigkeit. Das steht alles im ND. Ich beschränke mich auf die Gedanken, die einen in Mangelwirtschaft erfahrenen DDR-Bürger heimsuchen, wenn er in dieses Sündenbabel des Imperialismus gerät. Die Frage, warum bei uns alles hässlicher ist, wird er nicht los. Sie quält ihn, solange er durch die Stadt geht. Die Stoffe werden gewebt, die Bäume gefällt, das Leder wird gegerbt. Warum werden die Kleider langweilig, die Möbel hässlich, die Schuhe plump?

Das weiß ich auch nach sieben Tagen Westberlin nicht. Aber das: Jeder VEB würde dort eingehen, oder er müsste sich was einfallen lassen. Eine Binsenweisheit, aber man wird verrückt, wenn man lange darüber nachdenkt.

Nächste Beobachtung: Das Streben nach Profit fördert die Phantasie.

Ein verblüffendes Beispiel für die Verwendung vorhandener Werte ist der Westberliner Flohmarkt, der sich in einem geschlossenen U-Bahnhof eingerichtet hat. Verkaufsräume sind ausgediente U-Bahn-Wagen. Verkauft wird Plunder und Wertvolles. Die Preise unterscheiden sich kaum von denen des Staatlichen Kunsthandels der DDR, der sich seriös gibt und exquisit, der an einer entlegenen Ecke Berlins liegt. Übrigens: Auch auf dem Höhepunkt der Nostalgiewelle verfügt die Hauptstadt Berlin nur über einen Antiquitätenladen. Selbst für die DDR ist diese Sturheit beispiellos – vergleiche Halle, Leipzig, Potsdam.

Zurück auf den Flohmarkt in Westberlin: Am hinteren Ende des Flohmarkts befindet sich eine große Kneipe mit volkstümlichem Angebot: Korn, Bier, Hackepeter, keine Selbstbedienung. Ein riesiger Kandelaber, rot angestrichen, steht mitten im Raum.

Das ist lustig und macht Spaß. Ich übersetzte mir diese Einrichtung in DDR-Gastronomie: Der Kandelaber müsste raus, denn er stört die Kellner beim Servieren. Die Stühle wären zu alt, Plastikbezüge wären praktischer, und Stahlrohrbeine glänzen so schön. Statt Hackepeter und Bier gäbe es Steak und Wein, sonst stimmt der Umsatz nicht. Aber der Umsatz kann auch so stimmen, sonst wäre die Kneipe zu, denn der Kapitalismus ist erbarmungsloser als die HO.

Angeregt durch den Flohmarkt in der U-Bahn dachte ich darüber nach, wie viele vorhandene alte Kinos zum Beispiel bei uns in Lagerräume oder Ähnliches verwandelt werden. Bestuhlung raus, Bühne vollgestellt, die Räume verfallen. Einen Kilometer weiter wird vielleicht ein alter Lagerraum in einen Vortragsraum verwandelt. Gerümpel raus, Stühle rein, Arbeitseinsätze am Wochenende. Wozu haben wir schließlich unsere Mach-mit-Bewegung.

Ähnliches gilt für alte Fabrikhallen, die als Studio Bühnen, Diskos, Galerien genutzt werden könnten. Aber ich ahne, wie eine dicke Gewerberaumbeamtin auf den Vergabescheinen hockt und Ärger befürchtet, wie einige Enthusiasten von Amt zu Amt rennen, bis sie es endlich aufgeben. Schaffen sie es doch, und schaffen sie darüber hinaus sogar interessante Veranstaltungen zu organisieren, auf denen auch diskutiert wird, werden sie gleich verdächtigt, unseriöse Gruppierungen zu bilden, und der Zentralrat der FDJ verbietet die Diskussionen, statt sich zu bilden und mitzudiskutieren.

Angesichts der wimmelnden Subkulturen Westberlins, die den Senat nicht stören, dem Einzelnen aber das Gefühl eines großen Freiraums geben, frage ich mich, warum unsere zukunftssträchtige Gesellschaft an Dingen zusammenbrechen soll, die der vom Untergang gezeichnete Imperialismus lächelnd

zur Kenntnis nimmt.

Die Mensa der TU präsentierte sich mir als eine Art Politrummel. Abgesehen von einigen Süchtigen, die mit stieren Augen an den Türpfosten lehnten, abgesehen auch von den Trödelständen vor der Mensa, an denen entbehrliches Eigentum, aber auch geklaute Schallplatten und Bücher verkauft werden, beeindruckten mich zunächst die Flugblattverteiler, die mir einen Zettel nach dem anderen in die Hand drückten, während wir nach dem Essen anstanden. Chaoten, Maoisten, Jusos kamen nacheinander, während ein freundlicher junger Mann mit traurigen Augen ›Die Wahrheit‹ anbot wie sauer Bier. Aber das eine erwies sich als so belanglos wie das andere. Der Speisesaal sah aus wie ein unordentliches Papierlager. Auf den Tischen, auf der Erde Berge von Flugblättern, fast alle ungelesen. Ein Mann in blauem Arbeitsanzug ging durch die Tischreihen und räumte mit geübtem Blick das Altpapier ab. So sei es jeden Tag, sagte mein Freund, manchmal sogar noch schlimmer. An diesem Tag hatten wir sechs Flugblätter bekommen.

Mein tiefstes Erlebnis in Westberlin war das Konzert von Mikis Theodorakis. Um die schwer fassbaren Empfindungen schildern zu können, die ich dabei hatte, werde ich diesen Abend möglichst genau beschreiben.

Das Konzert fand in der Deutschlandhalle statt, die etwa zu zwei Dritteln besetzt war. Es waren viele junge Leute da, vorwiegend Linke, das schloss ich aus den vielen Bekannten, die meine Freunde trafen. Die Garderobe musste nicht abgegeben werden, womit das erste Ärgernis, das solche Veranstaltungen oft bieten, ausfiel. Der offizielle Teil des Konzertes dauerte zwei Stunden. Die Atmosphäre war gelöst. Die Reaktionen des Publikums bewiesen, dass es sich nicht um Fans oder zufällige

Besucher handelte. Nach dem offiziellen Teil nahm Theodorakis, der bis dahin dirigiert hatte, das Mikrophon in die Hand und begann selbst zu singen. Im Saal entstand eine ungeheure, aber fast geräuschlose Bewegung. Die Zuschauer aus den Rängen strömten ins Parkett, aus den hinteren Reihen schoben sie sich nach vorn. Der Raum zwischen Bühne und Zuschauerraum wuchs zu, die Gänge auch. Kinder wurden auf den Rand der Bühne gesetzt. Kein Ordner und kein Feuerwehrmann waren da, um das zu verhindern. Theodorakis sang. Auf kleinstem Raum begannen die Leute zu tanzen. Junge Griechen brachten jungen Deutschen ihren Tanz bei. Wer den Tanz nicht kannte, der hüpfte. An einem Donnerstag mitten in irgendeiner Woche erlebte ich hier eine Einigkeit, eine Solidarität und Fröhlichkeit, wie ich sie bisher nur von Sternstunden des Festivals her kannte. Bei uns singen Udo Jürgens und Katja Ebstein, dachte ich, und andere abgetakelte Westshowstars, denen wir die Devisen hinterherschmeißen, von denen wir so viel reden. Und ich muss nach Westberlin fahren, um eine politische Veranstaltung zu erleben, in der nicht Klischees, organisierte Sprechchöre und unzählige Sicherheitsbeamte jedes Gefühl bremsen, ehe es auch nur entsteht. Ich empfand, um wie viel Möglichkeiten und Gefühle, die wir in uns haben, wir betrogen werden. Der Verzicht auf einen gewissen Wohlstand, auf Konsum und spanische Austern ist nichts und gar nichts im Vergleich zum Verzicht auf eine freiwillige Gemeinschaft, die lebendig ist in ihren Zielen und in ihrer Arbeit.

Wenn sich meine Schilderung hier sehr extrem ausnimmt, weise ich darauf hin, dass das Gegenteil meiner Gedanken so oft und so lautstark verkündet wird, dass ich mich auch nicht anders verständlich machen kann als laut und deutlich. In den Partei-

gruppen finden kaum noch offene Diskussionen statt. Mit fertigen Sprüchen und stereotypen Formulierungen und vielsagenden Hinweisen auf den Klassenfeind werden die aufgerissenen Mäuler gestopft. Das öffentliche Leben ist leblos einförmig und trotz der Bemühungen von allen Seiten auf eine geheimnisvolle Weise phantasielos und kärglich. Im Kessel Buntes werden unsere Vorstellungen und politischen Ziele zu einem unpolitischen Mus zerbröckelt und uns auf das knochentrockene ND-Brot geschmiert. Die Leute haben einen Stasikoller, fühlen sich beobachtet, abgehört und denunziert. Das trifft zwar nur für bestimmte Kreise zu, aber das ist nicht unbedingt ein gutes Zeichen. Die anderen denken zum Teil nur über nichts mehr nach, wofür sich die Staatssicherheit interessieren könnte.

Das alles führt zu so traurigen und auch verzweifelten Gefühlen, wie ich sie in der Deutschlandhalle hatte.

Zweiter Bericht

Offenbar waren weitaus mehr Gäste anwesend als erwartet. Von den vertretenen DDR-Journalisten kannte ich nur Karl Eduard von Schnitzler.

Gespräche führte ich mit folgenden BRD-Journalisten oder Mitarbeitern der BRD-Vertretung: *(Es folgen mehrere Namen).*

Für mein Verständnis waren es sehr oberflächliche Gespräche. Wenn sie überhaupt politisch wurden, bewegten sie sich im allgemein Menschlichen. Ausnahmen: (...) und (...) (privat), aber auch nur, wenn ich selbst politische Themen anregte. Besonderes Interesse: die Situation der Intellektuellen nach dem Fall Biermann; und die bewundernswerte

Bedürfnislosigkeit der DDR-Bürger.

Das einzige Gespräch, das die Oberfläche verließ und in dem differenziertere politische Standpunkte dargelegt wurden, führte ich in der Wohnung von Herrn (...). Dabei avancierte Engels zum Dissidenten und die Sozialdemokratie zur wahren Sachwalterin seiner politischen Ideen. Die wahren Abspalter waren die Kommunisten. Auffällig: Herr (...) wollte bei keinem Thema länger verweilen, bot eins der gängigen Probleme nach dem anderen an. Vielleicht ist es aber auch seine persönliche Eigenart, außerdem war es morgens zwischen zwei und drei.

Es waren außerdem zehn oder zwölf oder ein paar mehr DDR-Bürger anwesend, deren Namen ich nicht nennen werde, da ich mich einigen von ihnen in wesentlichen politischen Meinungen eng verbunden fühle. Unabhängig davon lehne ich eine solche Bespitzelung von Menschen, die nicht Feinde der DDR sind, grundsätzlich ab, da sie meinen Auffassungen von offenem politischen Meinungsstreit und auch meiner Vorstellung von einem kommunistischen Menschenbild zutiefst widersprechen. Zudem handelt es sich bei diesen Personen um Menschen, die für gewöhnlich ihre politische Überzeugung deutlich artikulieren, mündlich oder schriftlich. Sie sind selten doppelzüngig.

Das wesentliche Interesse dieser Gäste an solchen Veranstaltungen besteht, soweit ich das beurteilen kann, in zwei Dingen: 1. Sie bekommen dort einige Informationen, die nicht im ND stehen. 2. Sie treffen dort andere DDR-Bürger, die ihnen nahestehen und die sie gerne treffen möchten. Das war auch mein einziges wirkliches Vergnügen an dem Abend.

Dass derartige gesellschaftliche Ereignisse für DDR-Bürger in der BRD-Vertretung stattfinden, halte ich für ein politisches Kuriosum, das weniger auf

die ideologische Indifferenz von Intellektuellen verweist, sondern den Mangel öffentlicher Kommunikation und seine Folgen deutlich beweist. Dem ist nicht beizukommen, indem man den Inhalt des Wortes öffentlich im Sinne von offiziell verwischt. Denn Offizielles geschieht genug. Es geht um Einrichtungen und Möglichkeiten für Interessierte, sich zu treffen, zu diskutieren, zu feiern, simpel und einfach zu wissen: Wenn ich dort oder dort hingehge, treffe ich Freunde. Andere gehen in den Skat-Verein oder in den Fußballklub oder in die Kneipe, manche finden ein solches Glück von Gemeinsamkeit sogar noch in Parteiversammlungen. Wohin gehen Leute mit spezialisierten künstlerischen oder geistigen Interessen, die zum großen Teil Einzelarbeiter sind, aber angewiesen wie andere auf Kommunikation, öffentliches und gesellschaftliches Leben? Entsprechenden Mangel empfinden sie aufgrund ihrer Produktionsbedingungen deutlicher als andere.

Vielleicht sind sie eben auch darum Gäste auf derartigen Empfängen. Soweit ich das beobachten konnte, bringen sie der DDR dabei mehr Prestige ein als (...). Sie vertreten keine anderen politischen Positionen, als sie es auch innerhalb von DDR-Gremien tun. In der Regel äußern sie ihre Kritik an bestimmten Erscheinungen innerhalb der DDR zurückhaltender als unter Freunden.

Ich unterschätze bei dieser Einschätzung nicht die Neugier, die manche zur Teilnahme an solchen Veranstaltungen veranlassen mag, oder die bewusste Ignoranz von Verhaltensmaßregeln oder auch ein gewisses Geschäftsinteresse. Aber auch solche Motive erscheinen mir als kein hinlängliches politisches Alarmzeichen, das spezielle Informationen an die Sicherheitsorgane rechtfertigen könnte.